

"Wenn sie wüssten, die Daheimgebliebenen!"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1916)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-801844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der verteidigten Politik jeden Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit ausschliessen. Die Ausnahmestellung der Journalistik in einem freien Lande gibt ihr eine geradezu teuflische Macht, wenn sie aufgestachelt von Kriegsleidenschaft und Kriegsinteressen nicht länger ihre harmlosen kleinen Ziele verfolgt wie in Friedenszeiten. Debatten und Parlamentsreden werden nicht mehr wie sonst einfach reportiert, sondern verstümmelt und fassonierte für die eigene Politik. Ueber wichtige oder unwichtige Nachrichten wird eigenmächtig geurteilt, unbequeme Tatsachen, Reden und Versammlungen werden unerwähnt gelassen und solche von gegensätzlicher Bedeutung besonders hervorgehoben. Es wird z. B. über eine Versammlung reportiert, ohne dass mit einer Silbe die Rede des Präsidenten erwähnt wird, weil dieselbe zufällig gegen die Kriegseiferer gerichtet ist; hingegen werden die weiteren Reden mit anders gefärbter Tendenz aufgenommen. Amtliche Meldungen werden anstandslos abgedruckt und aus nichtamtlichen, aber immer noch authentischen, passende Bruchstücke gewählt, die geschickt, je nach ihrer Auffassung, am rechten Platz eingefügt werden. Es ist nicht schwer, den Nachrichtenteil mit dem Leitartikel in Einklang zu bringen.

Eine Friedenskonferenz, die resultatlos im Sande verläuft, ein solches Ereignis wird natürlich nach Gebühr aufgebauscht und besprochen; werden aber in einer andern Friedensversammlung wichtige Beschlüsse gefasst unter grosser Stimmenmehrheit, alsdann nimmt man kaum oder keine Notiz davon.

Ein Friedensverteidiger wird von der Menge beleidigt, sofort weiss es die ganze Welt, an allen Strassenecken steht es zu lesen; gelingt es jedoch demselben Friedensmann, von einer grossen, friedensfreundlichen Versammlung mit Beifall zu reden und eine Friedensresolution ist das Resultat, so wird die Tatsache in einer fingerbreiten Zeile auf der letzten Seite erwähnt. Ein Kriegswerk erscheint — es wird erschöpfend und eingehend besprochen — ein anderes Buch dagegen, ein vernünftiges, ehrliches, dokumentiertes — es wird mit ein paar Zeilen abgetan. Privatkorrespondenz wird abgedruckt oder wandert in den Papierkorb, je nachdem „pro oder contra“ Krieg. So ungefähr geht es zu auf der Redaktion einer Kriegszeitung, und das liebe Publikum hat keine Ahnung von diesen Dingen. Die Kriegspresse kennt keine andern Motive als ihr „eigenes Interesse“, keine andere Politik als „Macht geht vor Recht“ und ist unerschöpflich in Sophismen und Gründen, um ihre Raubtierpolitik zu rechtfertigen. Das Wort „Grossmut“ ist für sie nur eine Umschreibung für „Verrücktheit“ — „Humanität“ bloss kränkliche Rücksicht gegen ein „altes Götzenbild“ — ein fremdes Recht darf es nicht geben, und ein ehrliches Urteil ist verboten. Dem Volk predigt man „Feuer und Schwert“ gegen den Feind, und die Friedensfreunde haben einen schweren Stand.

(Fortsetzung folgt.)

„Wenn sie wüssten, die Daheimgebliebenen!“

Von einer Französin.

Die letzten blutigen Wochen brachten sie uns wieder ins Gedächtnis, die wir beinahe vergessen hatten, die Kämpfenden draussen. Vergessen, trotz allen unsren Liebesgaben und gemüthlichen Plauderstunden beim Strümpfstricken, trotz den vielen neuen Broschüren und Büchern, die alle von ihnen erzählen, den sensationellen Bildern in den Auslagen der Buchhändler. Vergessen, gerade infolge dieser Sucht nach Zerstreuung, die den Krieg sozusagen heimisch gemacht hat, die ihn uns näher bringt,

anstatt dass wir ihm uns nähern. Unser unverwundlicher Leichtsinns hat sich dem Krieg, den Kriegsgreueln quasi angepasst. Die einst drohende Gefahr ist in die Ferne gerückt. Es lebe das Leben im Kriege! Wir atmen von neuem auf. Die wiedererlangte Sicherheit ist zu schön — wir denken nicht mehr an den Riesenjammer. Das Bild, welches wir uns von unsren Helden machen, ist trotz einer gewissen Traurigkeit ein leuchtendes, trohes. Sind sie nicht herrlich? Man möchte ihr Los beneiden. Wir sahen die Greuel des Krieges dicht vor unsren Toren, eine Mahnung, dass die moderne Kriegsführung mit ihren grausamen Folgen kein leeres Geschwätz ist. Die Leichenhügel rund um Douaumont — man begriff den furchtbaren Ernst der Lage; jetzt spricht man nur noch von „ihnen“. — Ja, in den Stunden der Angst richteten sich alle Blicke dorthin, wo das blutige Drama sich abspielt. Man schreibt und spricht überall von den „Menschennauern“, die uns vor der drohenden Gefahr schützen werden. Wer kann noch zweifeln, dass wir mit ihnen leiden? Und doch ist es ein Irrtum, eine Illusion. Wäre unser Leid ein aufrichtiges, hätte es nicht erst des Angriffs auf Verdun bedurft, um unsren Schmerz laut werden zu lassen. — Es schneit. Eisiger Schmutz und Schlamm, kalter, durchdringender Nebel — im geheizten Zimmer, wo es reinlich ist und trocken, was wissen wir von den Unbilden des Wetters, denen unsre Männer Tag und Nacht ausgesetzt sind — im Regen, im Schnee, im eisigen Wind, der die Gesichter wie mit Messern schneidet und den Augen Tränen erpresst in der Nacht. Der Urzustand unsrer Ahnen! Wenn wir am Abend unser Bett aufsuchen, was wissen wir von dem schrecklichen Gefühl der am müden Körper klebenden Kleider, klebend von Schweiss und Staub und was ist ihr Schlaf? Schlafen sie nicht wie das verfolgte, aufgescheuchte Wild? — Allmählich schwindet die Kraft des Körpers. Ein grausames, hartes Tierleben — Jahrhunderte der Arbeit, der Kultur, der Kunst, des Mitgeföhls, sind ausgelöscht. Ja, in Schmutzklumpen, in Steine hat man sie verwandelt und in den Zeitungen verherrlicht man ihre Qualen. Ist es zu verwundern, dass sich ihr Inneres dagegen sträubt, sich empört gegen den unnatürlichen Zwang, die namenlose körperliche Qual. — Ich sah Landwehrmänner darunter zusammenbrechen, unfähig ihre Tränen zu verbergen. — Geschützt und sicher in unsrem kleinen Universum, wo wir herrschen, was wissen wir von ihrem Herdenleben? Keinen Augenblick beschaulicher Ruhe, nirgends Stille; nichts mehr, das sie ihr eigen nennen. Tag und Nacht Seite an Seite mit andern: das Alleinsein ist verboten. Erinnerung an Vergangenes? Für sie gibt es keine Vergangenheit mehr, kein Zurückschauen, alles Denken ist erstarrt. — Werden sie je wieder finden, was sie zurückgelassen? Andre haben ihren Platz eingenommen. Sie zogen fort aus ihrer Heimat. Diejenigen, die sie liebten, gewöhnten sich daran, ohne sie zu leben, wurden nach und nach vertraut mit dem Gedanken an ihren Tod. — Sie selbst wissen jetzt, wie wenig ein Menschenleben gilt im Krieg, wie bald der einzelne vergessen ist; sie sind hart geworden und haben den Glauben an die Nächstenliebe verloren. — Für sie gibt es keine Zukunft; stündlich erwartet sie der Tod. Die Disziplin hat ihren Körper und ihren Geist gebrochen. Alles gaben sie hin: ihre Freiheit, ihre Gedanken. Sie sind Menschenmaterial geworden; eine zusammengetriebene Menge zum Kanonenfutter bestimmt, das ist fortan ihr Los. Der Tod vor Verdun oder sonstwo. Wohl sprechen wir oft und viel davon,

aber wir denken nicht genug darüber nach. — Wir wollen nicht denken, wir betrügen uns selbst mit melancholischer Schön- und Lobredneri und mitleidiger Resignation. Wir essen, trinken, schlafen, gehen ruhig unsren Geschäften nach, arbeiten, lesen, denken an morgen, an den Frühling, die neueste Mode, machen Besuche und unterhalten uns — über den Krieg. Manchmal nur sehen wir im Geiste ein Bild, eine schreckliche Vision: Auf dem Schnee liegt ein Schwerverwundeter, vor Kälte, im Fieber sich schüttelnd, er ruft um Hülfe, aber niemand hört ihn. Grauen erfasst uns, und wir denken unwillkürlich daran, wie uns früher schon das geringste Unwohlsein besorgt machte, wie wir uns beinahe freuten über die ängstlich-liebevollte Pflege unsrer Angehörigen. Säubern der Schützengräben, die Schlacht geht zu Ende und hüben und drüben ertönt das Kommando: „Tief schießen!“ Die zerfleischten Körper bringt man jetzt hinter die Front in die Ambulanzen; neue Reserven rücken vor, junge, kräftige, schöne Menschen voll Lebensmut und Siegeshoffnung — nach einem Tag, vielleicht nach einer Stunde schon sind sie Leichen oder elende Krüppel! Aber hinweg mit den quälenden Gedanken, nur nicht nachdenken; wir wollen ja nichts davon wissen, nichts sehen. Alles Gespenster der Furcht! „Wenn die Daheimgebliebenen es wüssten,“ schrieb ein junger Soldat nach unsrem letzten Angriff, „keine zwei Tage würde der Krieg mehr dauern!“ Aber die Daheimgebliebenen wissen es nicht, wollen es nicht wissen; sie haben Angst vor ihrem eigenen Gewissen, ihr menschliches Fühlen müsste sich ja empören. —

„Ja, wenn wir wüssten!“ haben wir denn unsre Pflicht getan — erwarteten die Soldaten nichts von uns? Im Schutze der gepriesenen Menschenmauer wiegen wir uns in Sicherheit, sind unfähig nur die Hand zu heben, um dem Unheil Halt zu gebieten und deshalb scheint uns eine solche Frage beinahe eine Blasphemie. Zusammengepfercht in den Schützengräben erwarten „sie“ den Tod — wir schreiten ruhig weiter auf dem Lebensweg, dem Leben entgegen, gehen ruhig unsren Geschäften nach, lesen unsre Zeitung und schimpfen auf die Feinde, wie es guten Patrioten geziemt. Das ist alles. Wir versäumen es, unsere Pflicht zu tun, unsre Menschenpflicht im Kriege. Wir täuschen „ihr“ Vertrauen. Wir sehen den Krieg, sind Zeugen der Kriegsgreuel, sind Richter und Zuschauer. Niemand zwingt uns zum Mord, wir brauchen keine Disziplin, aber dafür sollten wir an den Frieden denken im Kriege und dies sollte uns umso leichter fallen, als es kein Krieg zwischen verschiedenen Menschenrassen ist — jedes Volk beteuert, dass es nur deshalb die Riesenopfer bringt, um den Krieg zu bekriegen. Aber die Nichtkämpfenden, die Frauen, müssen sich endlich losmachen von dem Wahn, aufwachen, begreifen, dass die ganze Schlächterei umsonst ist, sie müssen ihre Stimmen erheben. Sind wir nicht alle verantwortlich für das vergossene Blut? Wie lange wollen wir noch warten, ehe wir Rechenschaft fordern, fragen, ob es nötig sei, dass noch viele sterben, ehe die Völker Frieden schliessen — den Frieden, der kommen muss!

Aus dem Französischen übersetzt von W. Kohl.

Völkerfrieden!

Gibt es noch „Sehende“ oder sind alle blind? Ist der Wahnsinn unheilbar? Wie lange soll die Nacht noch dauern? Völker, wacht endlich auf

aus eurem Höllenraum. Schüttelt das schreckliche Blutjoch von euch ab. Lasst es endlich Tag werden nach der langen geistigen Umnachtung! Besinnt euch auf euch selbst! Was ihr jetzt erlebt, ist zwar die unausbleibliche Folge eurer eigenen Indolenz, Feigheit und grenzenlosen Selbstsucht; aber noch ist es Zeit — rafft euch auf. Die Stunde der Einsicht hat geschlagen! Macht kehrt, lasst die Waffen fallen, wendet euch gegen eure Peiniger, eure wirklichen Feinde! — Sie, die euch in Fesseln schlagen, sie, die euch zum Brudermord erziehen. Wacht auf, lasst das Licht aufgehen in euren Seelen, in euren Herzen, verjagt das lichtscheue Getier, die Lüge und den Menschenhass! Blickt auf zum klaren Himmel, besinnt euch, denkt an eure Lieben in der Heimat, sucht in den Augen eurer „Feinde“, sucht den Menschen, sucht das Licht! Ihr werdet es finden, facht es an mit eurer Bruderliebe, dass es zur Flamme wird, zur Riesenflamme, die das Lügengewebe verzehrt, mit dem die Herrscher euch zu Sklaven gemacht.

Hört nicht länger auf die Prediger des Hasses und der Niedertracht, hört auf die Stimme des Gewissens, der Vernunft. Macht Frieden, Völkerfrieden! Reichet euch die Hände, Völker, seid einig, stark, steht fest im waffenlosen Kampf der Liebe — so könnt ihr die Menschheit retten!

W. Kohl.

—o—

Der schädliche Einfluss des Krieges auf die Kindheit und die Jugend.

Von einem Amerikaner, aus dem Englischen übersetzt von W. Kohl.

II.

Der „patriotische“ Schulmeister behauptet das Feld, und das Resultat ist ein trauriges. Obgleich es nie und da ehrenvolle Ausnahmen gibt und die Schultraditionen immerhin einen Schutz gegen das eindringende Uebel bilden, kommt es doch des öftern vor, dass ein Lehrer die programmässigen Studien vernachlässigt und anstatt dessen über die verschiedenen Ereignisse des Feldzugs doziert, die bereits dokumentierte Geschichte auf die Seite legt, dagegen die unklaren, ephemeren Zeitungsberichte vom Kriegsschauplatz eingehend bespricht. Das Studium bedeutender Charaktere aus der Geschichte wird durch Zeitungsskizzen der Generäle im Felde ersetzt, makellose Helden an der Spitze der makellosesten, heldenmutigsten aller Armeen, während der Feind nicht genug beschimpft werden kann. Anstatt Aufsätze über würdige Themas aus der Literatur, der Geschichte, solche über Belagerungen, Erstürmungen, Märsche, Rückzüge, Siege, Niederlagen im gegenwärtigen Feldzug oder auch über die verschiedenen Eigenschaften der Kämpfenden, ihre Gewohnheiten in Krieg und Frieden; alles das gibt natürlich Gelegenheit, so recht in dem niedrigen Lügentratsch einer feilen Presse zu schwelgen, die zur Stunde zum Textbuch der Lehranstalten geworden ist. Wäre der schädliche Einfluss auf die Moral der Jugend weniger traurig, möchte man manchmal lachen über die wunderlichen Verirrungen unserer Lehrer in bezug auf das, was sie für Patriotismus halten. Einer lehrt seine Schüler z. B. Karrikaturen des Feindes zeichnen, ein anderer gibt seinen Schülern Anschauungsunterricht über die feige Art und die Wirkungslosigkeit der feindlichen Kriegsmethode; ein dritter trinkt aus einem Glase, worauf der Feind abgebildet ist und die ganze Klasse muss auf Befehl bei diesem Anblick durch Johlen ihre kriegerische Stimmung kundtun. Ein Schulinspektor regalirt das Publikum in einer öffentlichen Versammlung mit Vorlesen hasserfüllter